

HAMBURGER FORSCHUNGSBERICHTE

AUS DEM ARBEITSBEREICH

SOZIALPSYCHOLOGIE

-HAFOS-



**Die Zulassung zum Studium der Psychologie im WS 1994/95 in
Hamburg: Ergebnisse über die soziodemographische
Verteilung der Erstsemester und die Diskussion denkbarer
Konsequenzen.**

Erich H. Witte

HAFOS 1995 NR. 13

**Psychologisches Institut I der Universität Hamburg
Von-Melle-Park 6, 20146 Hamburg**

Zur Studienmotivation am Fachbereich Psychologie in Hamburg: Selektionsmechanismen, Erwartungen und postgraduale Ausbildung.

Erich H. Witte
Psychologisches Institut I
Arbeitsbereich Sozialpsychologie
Universität Hamburg

1. Grundlegende Gesichtspunkte

Als scheidender Präsident der Deutschen Gesellschaft für Psychologie hat Baumann (1995) seinen Bericht zur Lage der deutschsprachigen Psychologie vorgelegt und eine intensive Beschäftigung mit den Rahmenbedingungen des Faches ausgelöst, die seine zukünftige Entwicklung mit prägen. Dabei ist bereits das Zulassungsverfahren eine wichtige Komponente bei der Ausgestaltung von Lehre und Forschung, weil soziodemographische Merkmale der Studierenden das Studierverhalten, die Interessen, die Schwerpunktbildungen etc. beeinflussen. Alter, Geschlecht, Berufserfahrung z.B. sind wichtige Einflußgrößen, die als Vorstellungen über die zu unterrichtenden StudentInnen zunächst indirekt bei der Ausgestaltung der Rahmenprüfungsordnung und damit auch direkt bei der Hamburger Prüfungsordnung wirksam waren. Hierbei ist z.B. an die Abfolge des Studiums in Grundlagendisziplinen und anschließenden Anwendungsfächern sowie an das Halbjahrespraktikum zu denken. Gleichzeitig wird von politischer Seite zur Verkürzung des Studiums das Argument verwendet, unsere Studierenden seien zu alt, wenn sie ihr Studium abschließen. Das Abschlußalter steht natürlich in enger Beziehung zum **Zulassungsalter**, so daß auch in diesem Zusammenhang das Zulassungsverfahren zu diskutieren ist. Generell gilt es, der Frage nachzugehen, welchen Einfluß das Zulassungsverfahren auf die Struktur der Studierenden nimmt. Dabei ist für die Psychologie seit dem WS 1975/76 ohne Unterbrechung ein numerus clausus eingeführt worden.

2. Das Zulassungsverfahren für Psychologie in Hamburg

Wenn man das Zulassungsverfahren für Psychologie in Hamburg betrachtet - und nur das soll uns hier interessieren, wobei vielfältige Parallelen zu anderen Bundesländern bestehen, aber eben auch Unterschiede - dann gibt es zwei Gesichtspunkte, zum einen muß man die kodifizierten Richtlinien der ZVS heranziehen, zum anderen muß man die Auswirkungen auf die Struktur der zugelassenen Studenten betrachten. Letztere ist immer auch abhängig von den Charakteristika der Bewerbungen und damit eine Kombination aus den Schwerpunktsetzungen der Zulassungsrichtlinien, der Bewerbereigenschaften und der Anzahl der Bewerbungen pro Studienplatz, weil bei einem größeren Mißverhältnis sich Tendenzen noch verstärken. Dabei können nicht alle Besonderheiten genannt werden, weil sonst das "ZVS-Info" abgeschrieben werden müßte (ZVS-Info, 1995). Gleichzeitig gibt es für Hamburg noch spezifische Kriterien, die in dieser Informationsbroschüre nicht genannt sind.

Im wesentlichen (es gibt eine Vorabquote für z.B. Ausländer, Härtefälle etc.) gilt, daß 60 % der Studienplätze in der Psychologie nach dem Notendurchschnitt und 40 % nach der Wartezeit vergeben werden. Diese beiden Zugangswege sollen getrennt behandelt werden.

2.1 Das Zulassungsverfahren nach der Durchschnittsnote

Die nach dem Notendurchschnitt vergebenen Studienplätze werden noch einmal nach Landesquoten aufgeteilt, so daß der Einfluß der unterschiedlichen Durchschnittsnoten in den einzelnen Ländern ausgeschaltet wird. Als Resultat für die Zulassung in Psychologie an der Universität Hamburg ergibt sich, daß Bewerberinnen vor allem aus Niedersachsen, Schleswig-Holstein und Hamburg kommen. Die Durchschnittsnoten, die gerade noch zur Zulassung berechtigen, lassen sich in Tabelle 1 finden.

1



2

Tabelle 1

Grenzwerte der Abitur-Durchschnittsnote aus den Ländern
Hamburg (HH), Schleswig-Holstein (SH) und Niedersachsen (NS)

	HH	SH	NS
SS 92	1,9	2,1	2,3
WS 92/93	2,4	2,3	2,3
SS 93	1,8	2,2	2,2
WS 93/94	2,3	2,4	2,2
SS 94	1,7	2,0	2,2
WS 94/95	2,3	2,3	2,2

Besonders auffällig sind die rhythmischen Schwankungen zwischen Sommer- und Wintersemester, wobei das Sommersemester für die Bewerberinnen jeweils strengere Bedingungen zu erfüllen fordert. Das liegt daran, daß sich jeweils zum Sommersemester eine größere Zahl pro Studienplatz nach Hamburg bewerben. Das wiederum beruht auf der Tatsache, daß nur wenige Universitäten überhaupt zum Sommersemester aufnehmen (Berlin FU + TU; Braunschweig; Frankfurt/M.; Hamburg; Würzburg). Folglich ist das Verhältnis zwischen Bewerberzahl und Studienplätze im Sommersemester ungünstiger, wodurch die Durchschnittsnote als Zulassungskriterium automatisch verringert wird. (Nach den neuesten Ergebnissen lag der Grenzwert der Durchschnittsnote für das SS 1995 bei Hamburger Abiturienten bei 1,6.)

Über dieses Ergebnis ist in Hamburg und den entsprechenden Institutionen nachzudenken, ob man sich nicht dem bundesrepublikanischen Trend anpassen möchte, weil in dieser Verschärfung der Durchschnittsnote eine gewisse Ungerechtigkeit liegt.

Im Rahmen dieser Zulassung nach der Durchschnittsnote gibt es in Hamburg eine besondere Regelung für Berufstätige nach dem Paragraphen 31a des Hamburgischen Hochschulgesetzes. In diesem Zusammenhang ist eine Eignungsprüfung abzulegen. Diese wird benotet und die Note wird einer Abiturdurchschnittsnote als äquivalent angesehen, so daß diese Bewerberinnen um die gemäß der Landesquote aus Hamburg zu vergebenden Plätze mit den Abiturentinnen aus Hamburg konkurrieren. Bisher sind über diese Verfahren erst 14 Bewerberinnen aufgenommen worden, weil das Verfahren noch relativ neu ist. Insbesondere für das Fach Psychologie wächst die Zahl der Bewerberinnen für dieses Verfahren rapide, weil es erst bekannt werden mußte und insbesondere Bewerberinnen für die Psychologie anzieht. Für das WS 94/95 sind aus der Landesquote zu vergebenden 14 Plätze 8 über dieses spezifische Verfahren besetzt worden. Das liegt vor allem daran, daß diese Eingangsprüfung mit ganzen Noten versehen und häufig mit einer Zwei bewertet wird. Die Durchschnittsnote der Hamburger im WS lag bei 2,3, wodurch alle diejenigen, die eine Zwei in der Eingangsprüfung erhielten, zugelassen wurden. Für das SS 95 ergab sich, daß bei dem Grenzwert von 1,6 keine Bewerber nach dem 31a-Verfahren zugelassen wurden. Da die Anforderungen im Sommersemester generell höher sind, ist auch im Nachrückverfahren keine Bewerberin aus diesem Verfahren hinzugekommen. Erst wenn in Hamburg die Durchschnittsnote unter 2,0 liegt, ist mit Zulassungen aus diesem Verfahren zu rechnen. Da die Voraussetzungen für die Durchschnittsnote in diesen beiden Verfahren unvergleichbar sind, sie aber im Zulassungsverfahren als äquivalent behandelt werden, entsteht hier eine große Ungerechtigkeit gegenüber den Abiturienten. Es gibt sicherlich mehrere Wege diese offensichtliche Ungerechtigkeit zu beheben. Jedenfalls besteht an dieser Stelle dringend Handlungsbedarf. Da sich aber in jüngster Zeit der Notendurchschnitt dieser speziellen Prüfung verschlechtert hat, sind im Augenblick über dieses Verfahren keine Studierenden zugelassen worden. Sie können natürlich bei entsprechender Wartezeit über den zweiten Zugangsweg in Psychologie aufgenommen werden. Deshalb bleibt der Handlungsbedarf auch erhalten, weil von den über 12 Fachbereiche verteilten 64 BewerberInnen 20 auf die Psychologie entfielen, d.h. 31% der BewerberInnen wählten im WS 94/95 Psychologie als angestrebtes Studienfach. Bei einer Gleichverteilung zu erwarten wären aber nur ca. 8%. Folglich

konzentrieren sich die BewerberInnen nach dem Paragraph 31a-Verfahren stark auf die Psychologie. Von diesen 20 BewerberInnen haben 16 die Hochschulzulassung erhalten. Als Berufsausbildung lassen sich medizinische (5), soziale (5), wirtschaftliche (8) und handwerkliche (2) Hintergründe unterscheiden, so daß ein breites Spektrum an Erfahrungen mitgebracht wird, das sicherlich nicht einfach in ein Studium integriert werden kann.

Dieses Verfahren hat eine weitere Konsequenz, nämlich für das Durchschnittsalter, da die Vollendung des 24. Lebensjahres für diesen besonderen Hochschulzugang als Mindestalter vorausgesetzt wird. Die im WS 94/95 über dieses Verfahren zugelassenen Studierenden waren faktisch aber bereits im Durchschnitt knapp 37 Jahre alt. Da dieses hohe Durchschnittsalter im Rahmen der eher jüngeren Studierenden bei der Zulassung über die Durchschnittsnote zu Buche schlägt, sind die Konsequenzen für das Gesamtdurchschnittsalter aller Zugelassenen besonders gravierend. Gleichzeitig handelt es sich bei den Zugelassenen ausschließlich um weibliche Studierende, so daß auch dieses Verfahren noch einmal den hohen Anteil an weiblichen Studierenden verstärkt. An diesen Konsequenzen wird die Wechselwirkung zwischen Zulassungsverfahren und Bewerbereigenschaften deutlich. In dem Zulassungsverfahren werden nur gewisse Rahmenrichtlinien geregelt, die durch die Eigenschaften der sich einem solchen Verfahren unterziehenden Bewerberinnen ergänzt werden, um eine entsprechende soziodemographische Verteilung zu ergeben.

2.2 Das Zulassungsverfahren nach der Wartezeit

Wie oben erwähnt, werden 40 % der Bewerberinnen über die Wartezeit zugelassen. Hierbei gibt es keine Länderquote. Die Wartezeit wird nach der Anzahl der Halbjahre berechnet, die seit dem Erwerb der Hochschulzugangsberechtigung verstrichen sind. Die notwendigen Wartesemester sind in Tabelle 2 dargestellt.

Tabelle 2

Grenzwert nach Wartezeit in Halbjahren

SS 92	12
WS 9a/93	9
SS 93	13
WS 93/94	8
SS 94	11
WS 94/95	7

Auch hier ergibt sich wiederum die Verschärfung des Zulassungs-kriteriums im Sommersemester, wie nicht anders zu erwarten war.

Wenn man jetzt davon ausgeht, daß das Durchschnittsalter eines Abiturienten bei 20 Jahren liegt, dann kann eine über die Wartezeit zugelassene Abiturientin im WS 94/95 kaum jünger sein als 23.5 Jahre.

2.3 Das Zulassungsverfahren und das Durchschnittsalter

In einer früheren Erhebung (Witte & Brasch, 1991) haben wir ein Durchschnittsalter der Erstsemester von 25 Jahren bestimmt. Dieses basierte auf einer Fragebogenerhebung für das SS 1990 und das WS 1990/91. Für das WS 94/95 liegen mir jetzt die Daten vom Studentensekretariat vor, so daß eine Totalerhebung des Durchschnittsalters möglich ist. Das Durchschnittsalter der N=90 (ohne Vorabquote) zugelassenen Studierenden im WS 94/95 liegt bei M=30.62 Jahren mit einer Standardabweichung von s=7.21. Es hat sich noch einmal erhöht, obwohl die Anzahl der Wartesemester sich verringert hat. Das liegt sicherlich auch an dem Paragraphen 31a-Verfahren (s.o.). Für das SS 95 liegt das Durchschnittsalter bei 28.64 Jahren, wenn man die zugelassenen Bewerberinnen betrachtet. Diese leichte Reduktion des Altersdurchschnitts liegt auch am Fehlen von Bewerberinnen nach dem 31a-Verfahren.

3. Die soziodemographischen Daten der Erstsemester im Fach Psychologie in Hamburg zum WS 94/95

Wenn man das Durchschnittsalter der Erstsemester (DE) im WS 94/95 in Hamburg vergleicht mit dem Durchschnittsalter beim Abschluß des Psychologie-Studiums (DA) im Jahre 1991 in Deutschland, so entsprechen sich diese beiden Alterswerte recht genau $DE=30.62$ und $DA=30.9$. Vergleicht man jetzt auch noch die Streuungen dieser Altersverteilungen, so liegt diese bei den Hamburger-Erstsemestern bei $s_1=7.21$ und bei den Absolventinnen des Jahres 1991 bei $s_2=4.9$ Jahren. Dabei ist zu beachten, daß bereits diese Streuung des Absolventenjahrganges 1991 weit über der anderer Fächer liegt (Wissenschaftsrat, 1993). Damit erweist sich die Altersverteilung bereits zu Beginn des Studiums in Psychologie am Studienort Hamburg als extrem.

Versucht man jetzt die Anzahl der Studierenden zu identifizieren, die direkt nach der klassischen Schulbildung über den ersten Bildungsweg in das Psychologie-Studium kommen, wobei die männlichen Kommilitonen auch noch Wehr- oder Ersatzdienst geleistet haben können, dann sind das insgesamt nurmehr $n=11$ Personen oder 11 % aller zugelassenen 97 Neubewerberinnen (inclusive der Vorabquote von $N = 7$). Der klassische Student oder die klassische Studentin kommt damit kaum noch vor. Als Hochschullehrer treffen wir auf völlig veränderte Rezipienten, ohne daß dieses sich auf die Art, den Inhalt und die Form der Ausbildung offiziell ausgewirkt hätte.

Für das SS 95 lassen sich $n=26$ Personen als "Sofortbeginner" identifizieren. Der klassische Student macht auch hier nur 27 % aller zugelassenen 97 Bewerberinnen aus.

Wenn man auch noch den Anteil der Studentinnen an der Gesamtzahl aller Studierenden im Erstsemester betrachtet, dann ergibt sich ein Prozentsatz von 77% im WS 94/95. In dem vorangegangenen Wintersemester 93/94 lag der Prozentsatz weiblicher Studierender in der Psychologie insgesamt über alle Semester bei 68%, d.h. der Trend zur Homogenisierung hat noch weiter zugenommen, denn im WS 83/84 lag er noch bei insgesamt 58 % (Statistischer Bericht, Universität Hamburg, 1993).

Mit dieser Form der Geschlechterverteilung ist die Psychologie mit den Hamburger

Fachbereichen 06 (Erziehungswissenschaft) und 07 (Sprachwissenschaften) vergleichbar, die 71 % und 74 % weibliche Studierende aufweisen.

4. Die Verbindung zwischen Zulassungsverfahren und soziodemographischen Strukturdaten

Schon an dieser Stelle muß deutlich gemacht werden, daß der Zusammenhang zwischen dem Zulassungsverfahren und den Strukturdaten nicht eindeutig ist. Auch in der Schweiz, in der es keine Zulassungsbeschränkung für das Psychologie-Studium gibt, sind das Durchschnittsalter 1991 und der Prozentsatz weiblicher Studierender mit dem in Deutschland völlig vergleichbar. Die Inhalte des Fachs Psychologie ziehen also vorwiegend Frauen an, die bereits eine längere Zeit berufstätig waren und/oder eine Familie betreut haben.

Trotzdem gilt, daß das hohe Durchschnittsalter bei den vorhandenen Zulassungskriterien beinahe unvermeidlich ist, weil 40 % der Plätze über die Wartezeit vergeben werden, was letztlich dazu führt, daß besonders ältere Bewerberinnen bevorzugt werden, weil sie die geforderte Mindest-Wartezeit immer erfüllen. Als Spezifikum für Hamburg kommt dann noch die besondere Zulassung für Berufstätige nach dem Paragraph 31a-Verfahren hinzu. Daß bei den 60 % der Studienplätze, die über die Durchschnittsnote vergeben werden, nurmehr 11% "Sofortbeginner" auf dem ersten Bildungsweg zu sein scheinen, ist dadurch allgemein nicht erklärbar. Hier muß man dann wiederum sich die Hochschulzugangsberechtigung anschauen. Der Anstieg zum SS 95 auf 27 % ohne Nachrückverfahren erklärt sich z.T. aus dem Fehlen der 31a-Bewerberinnen, aber auch aus den verschärften Kriterien für die Zulassung in den jeweiligen Sommersemestern (s.o.).

Die Hochschulzugangsberechtigung kann man auf sehr unterschiedlichen Wegen erreichen (ZVS-Info, 1995, S.23-24). Der gängige Weg über das Gymnasium mit differenzierter Oberstufe oder über ein Gymnasium ohne dieses Kurssystem ist nur eine Form der Zugangsberechtigung. Gleichzeitig gibt es schon bei den Gymnasien weitere

Formen, nämlich den Gymnasialzug an einer Integrierten Gesamtschule und das Fachgymnasium in unterschiedlichen Ausprägungen. Alle diese gymnasialen Ausbildungen werden gleichberechtigt behandelt, wobei untersucht werden müßte, ob die Durchschnittsnoten in diesen unterschiedlichen Formen überhaupt gleichgesetzt werden können. Trotzdem sind auf den bisher genannten Wegen der gymnasialen Ausbildung fast alle Personen potentiell den hier als "Sofortbeginner" bezeichneten Erstsemester zuzurechnen. Erst beim Abendgymnasium ist zu erwarten, daß ein höheres Lebensalter vorliegt, so daß diese Personen erkennbar nicht auf dem ersten Bildungsweg ihre Hochschulzugangsberechtigung erworben haben. Es gibt aber auch noch eine Prüfung zur Feststellung der Allgemeinbildung sowie Reifeprüfungen für Nichtschüler. Alle diese Zugangsberechtigungen gehen mit der Durchschnittsnote in den Kreis der Bewerber ein, die um die 60% der Studienplätze nach Qualifikation konkurrieren. Faktisch bleiben dann aber nur noch 11% "Sofortbeginner" übrig, was eine erhebliche Verzerrung zuungunsten der klassischen Abiturienten bedeutet. Diese Aussage bleibt auch richtig, wenn man von 27 % "Sofortbeginner" im SS 1995 ausgeht. Dann werden immer noch ca. 3/4 der Studienplätze an Bewerberinnen vergeben, die nicht über den klassischen Weg zum Studium der Psychologie zugelassen werden. Im Jahre 1990 hatten wir in einer Befragung 39 % "Sofortbeginner" identifiziert (Witte & Brasch, 1991).

Bei der Vergabe des Studienortes werden neben Schwerbehinderten auch diejenigen bevorzugt, die mit dem Ehegatten und/oder Kindern in Hamburg leben. Letztere Personengruppen werden dem gewünschten Studienort vor allen anderen zugewiesen. Ebenso kann als gewichtiger Grund für die Zuweisung zu einem gewünschten Studienort gelten, wenn ein ungekündigtes Beschäftigungsverhältnis besteht und die Finanzierung des Studiums mit den Einkünften aus dieser Berufstätigkeit nur am gewünschten Studienort möglich ist. Beide Gründe treten eher bei älteren Bewerberinnen auf und wirken dann besonders stark, wenn es ein großes Mißverhältnis zwischen Studienplätzen und Bewerbern gibt, was in Hamburg extrem der Fall ist. Als Konsequenz ergibt sich, daß die klassischen Studentinnen ("Sofortbeginner") deshalb in Hamburg so selten sind, weil sie keine besondere Begründung für Hamburg aufweisen, wie z.B. Familie oder

Berufstätigkeit.

Als Konsequenz folgt nun aus dem Zulassungsverfahren, daß Abiturientinnen erheblich benachteiligt werden. Sie überspringen nur noch in einem unbedeutenden Prozentsatz die von dem Verfahren aufgebauten Hürden aus Durchschnittsnote und Studienortwunsch für Hamburg. Die konkrete Umsetzung des Zulassungsverfahrens ist also hinreichend für diese Altersverteilung, aber nicht notwendig. Eine vergleichbare Altersverteilung kann sich eben auch ohne Numerus clausus und entsprechendem Zulassungsverfahren ergeben, wie die Daten aus der Schweiz zeigen. Es bleibt damit natürlich die Frage bestehen, ob nicht ein Zulassungsverfahren gewählt werden sollte, das eine Reduktion des Altersdurchschnittes "erzeugt". Das augenblickliche Verfahren scheint mir zu Konsequenzen zu führen, die ich für ungerecht gegenüber den Abiturientinnen halte. Daß eine weitere Korrektur der Sichtweise über die Psychologie bei den Bewerbern selber erfolgen muß, zeigt die "natürlich" entstandene Altersverteilung in der Schweiz ohne Numerus clausus, wenn die Psychologie nicht in die Nähe der Erziehungs- und Sprachwissenschaft gerückt werden soll.

Das sind jedoch zwei getrennte Schritte, die beide gegangen werden müssen, um die strukturelle Zusammensetzung der Studierenden in Psychologie zu verändern, sofern das gewünscht wird.

5. Vorstellungen und Erwartungen an das Studium

In den letzten Jahren hat man verstärkt die Lehre an den Universitäten betrachtet, weil sich die Universitäten nach Meinung vieler in der Vergangenheit allzu sehr der Forschung auf Kosten der Lehre gewidmet haben. Zentral für die Lehre in den psychologischen Prüfungsfächern ist dabei die Vorlesung. Als besonders problematisch hat sich in Hamburg das Grundstudium herausgestellt. Das gilt auch für die Sozialpsychologie, die hier exemplarisch behandelt werden soll. Als Hochschullehrer weiß man zwar, welche Inhalte man vermitteln möchte, aber über die Erwartungen, Befürchtungen und Vorstellungen der Zuhörer weiß man i.a. wenig.

5.1 Durchführung der Erhebung zur Vorlesung Sozialpsychologie

In der zweiten Woche der Vorlesung "Sozialpsychologie" im WS 1994/95 wurde ein Fragebogen an die Zuhörenden verteilt mit der Bitte, ihn in der nächsten Woche ausgefüllt mitzubringen. Die Hauptfachstudierenden erhielten hierfür eine Versuchspersonenstunde angerechnet. Der Fragebogen umfaßte 5 freie Fragen und neun gebundene sowie einen soziodemographischen Teil (Witte & Wilhelm, 1996).

Die **freien** Fragen beinhalteten folgende Themen : a) die gelesenen AutorInnen aus der Sozialpsychologie, b) Inhalte, mit denen sich die Vorlesung Sozialpsychologie beschäftigt wird,

c) befürchtete Schwerpunkte der Vorlesung, d) gewünschte Schwerpunkte der Vorlesung und e) denkbare Anwendungsgebiete der Sozialpsychologie.

Die **gebundenen** Fragen zielten einerseits darauf, was den Zuhörern im Studium **allgemein** wichtig ist, und zum anderen darauf, was sie sich von der **Vorlesung Sozialpsychologie** erhoffen. Inhaltlich unterschieden wurde das in eine wissenschaftliche Ausbildung allgemein (Studium) und wissenschaftliche Erkenntnisse in der Vorlesung sowie eine praktische Ausbildung im Studium und praktische Erkenntnisse in der Vorlesung. Ferner wurde nach der Bedeutung des Verständnisses sozialer Prozesse allgemein und in der Vorlesung, sowie nach der Bedeutung der Selbsterkenntnis im Studium allgemein und in der Vorlesung im besonderen gefragt.

Zusätzlich gab es noch eine Frage nach dem Prüfungsdruck für den Besuch der Vorlesung. Geantwortet wurde auf einer 5-stufigen Skala von "stimmt nicht" (1) bis "stimmt sehr" (5).

5.2 Ergebnisse

An der Erhebung nahmen 147 Studierende teil, davon waren N=62 HauptfachstudentInnen und N=80 NebenfächlerInnen durch entsprechende Angaben identifizierbar. Von der gesamten Stichprobe waren 53% weiblich und 47% männlich. Der Altersmedian der Stichprobe lag bei 24.5 Jahren und der Rang ging von 19 bis 57 Jahren. Vor Beginn des Studiums waren 50% berufstätig .

Zu den gelesenen AutorInnen läßt sich nur feststellen, daß die Angaben außerordentlich

heterogen waren und daß 36 verschiedene Autoren genannt wurden, z.B. Moscovici, Milgram, Stroebe et al., Witte etc.

Betrachtet man als nächstes die freien Antworten zu folgenden Aussagen: **a)** Womit sich die Vorlesung Sozialpsychologie beschäftigen wird, **b)** Worauf man fürchtet, daß sie sich zu sehr konzentriert, **c)** Was man sich wünscht und **d)** Für welche Anwendungsbereiche die Sozialpsychologie wichtig ist. Die freien Antworten wurden in 5 Kategorien eingeordnet, indem die Zuordnung diskutiert worden ist. Die Ergebnisse sind in Tabelle 1 dargestellt.

Betrachtet man die Prozentangaben, weil die Gesamtanzahl der Beantworter sehr unterschiedlich war, und interpretiert nur Differenzen, die größer als 10% sind, dann fällt vor allem auf, daß die Befürchtungen bei theoretischen und methodischen Grundlagen liegen, auf die der Hochschullehrer sich allzu stark konzentrieren könnte. Die Unterschiede zwischen Wunsch und Realität sind nur gering, so daß die Sozialpsychologie mit ihren Inhalten den gewünschten Themen in den freien Antworten entgegenzukommen scheint, wenn, wie gewünscht, theoretische und methodische Grundlagen nur einen geringen Raum einnehmen. Wesentlich für jede Grundlagendisziplin sind nun aber gerade die Theorien, so daß sich bei der Vermittlung der Sozialpsychologie gewisse Schwierigkeiten ergeben müssen, jedenfalls dann, wenn man über die Beschreibung sozialer Einflüsse und Interaktionsprozesse hinausgehen will.

Der nächste Fragenkomplex bezieht sich darauf, wie sich die Sozialpsychologie in das allgemeine Studium einpaßt. Hierzu werden die Mittelwerte zwischen den inhaltlich vergleichbaren Ausbildungsschwerpunkten im Studium allgemein und in der Sozialpsychologie-Vorlesung im besonderen verglichen. Für eine quantitative Betrachtung werden die standardisierten Differenzen

Tabelle 1:	Realität		Befürchtungen		Wunsch		Anwendungsbereiche	
	N	%	N	%	N	%	N	%
Sozialisation und soziale Prozesse	60	41	2	4	35	34	27	30
Interaktion und Kommunikation	61	41	1	2	43	42	36	40

Individuelle Prozesse	16	11	10	21	5	4	6	7
theoretische und math. Grundlagen	3	2	35	73	12	11	9	10
Anwendungen (spezifisch)	7	5	0	0	12	13	12	13
	147	100	48	100	103	100	90	100

zwischen den Mittelwerten berechnet und nur mindestens mittlere Effekte ($d=0.50$) interpretiert, obwohl bei dieser Stichprobengröße eine standardisierte Differenz von $d=0.31$ bei einem zweiseitigen t-Test und einem 1%-Niveau signifikant wird (s. Tabelle 2). Nach diesen Ergebnisse erhofft man sich in der Vorlesung teilweise nicht das, was einem im Studium allgemein wichtig ist. Das gilt für die praktische Ausbildung und die Selbsterkenntnis. In beiden Bereichen kann man sicherlich in der Vorlesung auch Themen ansprechen, die dieses Bedürfnis abdecken. Interessanterweise ist den Zuhörern das Verständnis sozialer Prozesse im Studium allgemein besonders wichtig, worauf sie sich Antworten in der Vorlesung erwarten, die sich direkt auch aus dem Stoffgebiet ergeben. Für den Vergleich zwischen dem Studium allgemein und der Vorlesung Sozialpsychologie ist noch von Relevanz, daß die sich in Vorlesung und Studium entsprechenden Inhalte alle auf dem 1%-Niveau signifikant korrelieren. Diese Korrelationen variieren zwischen 0.27 und 0.52, d.h. diese beiden Betrachtungsebenen sind bis zu einem gewissen Grade vergleichbar: Wer einen bestimmten Inhalt in seinem Studium erwartet, der erhofft sich diesen Inhalt verstärkt auch in der Vorlesung Sozialpsychologie.

Die Variable Prüfungsdruck korreliert mit den Erwartungen an die Vorlesung durchgehend auf dem 1%-Niveau signifikant **negativ** zwischen 0.25 und 0.39, d.h. je höher der empfundene Prüfungsdruck desto weniger erwartet man sich von der Vorlesung in allen Bereichen, zumindest in einer gewissen Tendenz.

Der Mittelwert des Prüfungsdruckes weist darauf hin, daß er beim Besuch der Vorlesung nicht als sehr groß empfunden wird, weil er noch immer unterhalb einer neutralen Reaktion von 3.0 liegt.

Tabelle 2: Vorgegebene Antworten zur Ausbildung allgemein und zur Vorlesung Sozialpsychologie.

	Studium allgemein	Sozialpsychologie im besonderen	$d = \frac{M_1 - M_2}{s}$
wiss. Ausbildung	3.65	3.40	0.23
prakt. Ausbildung	4.15	3.35	0.73
Soziale Prozesse	4.23	4.27	-0.04

Selbsterkenntnis	3.29	2.31	0.97
Prüfung	-	2.41	-

Die Zuhörerschaft in der Vorlesung Sozialpsychologie ist recht heterogen. Am einfachsten teilt man diese in Haupt- und NebenfächlerInnen ein und prüft, ob es bedeutsame Unterschiede gibt (s. Tabelle 3). Im Studium allgemein sind die Nebenfach-StudentInnen noch stärker an wissenschaftlicher Ausbildung und an Selbsterkenntnis interessiert als die HauptfachstudentInnen.

Bezüglich der Vorlesung ist der Prüfungsdruck bei den HauptfachstudentInnen größer, wohingegen sich die Nebenfach-StudentInnen eher wissenschaftliche Erkenntnisse, Selbsterkenntnisse und Erkenntnisse über soziale Prozesse erhoffen.

Tabelle 3: Unterschiede zwischen Haupt- und NebenfächlerInnen

	Hauptfach Psychologie N = 62	Nebenfächer N = 80	Differenz a eines t-Tests (zweiseitig)
Studium allgemein			
— wiss. Ausbildung	3.42	3.90	0.04
prakt. Ausbildung	4.23	4.10	-
soziale Prozesse	4.15	4.29	-
Selbsterkenntnis	3.08	3.49	0.04
Vorlesung Sozialpsychologie			
— Prüfung	2.88	2.09	< 0.01
wiss. Erkenntnis	3.15	3.38	0.02
prakt. Erkenntnis	3.13	3.51	-
Selbsterkenntnis	2.10	2.48	0.04
soziale Prozesse	4.05	4.44	0.01

Betrachtet man jetzt die Wichtigkeitseinschätzung von wissenschaftlicher und praktischer Ausbildung im Studium allgemein, getrennt für Haupt- und Nebenfächler, dann machen die Psychologie-Studenten einen eindeutigen Unterschied (s. Tabelle 4). Die wissenschaftliche Orientierung ist bei den Psychologie-StudentInnen bedeutsam geringer, was für die Nebenfach-StudentInnen nicht gilt.

Tabelle 4: Unterschiede zwischen wissenschaftlicher und praktischer Einschätzung des Studiums.

	HauptfächlerInnen N = 62	NebenfächlerInnen N = 80
wiss. Ausbildung	3.42	3.90
prakt. Ausbildung	4.23	4.10
d	0.78	0.23
t	4.57	1.36

5.3 Diskussion

Aus anderen Untersuchungen wissen wir, daß die Psychologie im wesentlichen als eine angewandte Disziplin gesehen wird, die zu einer Berufstätigkeit im klinisch-beraterischen Bereich führen soll (Hofmann & Stiksrud, 1993; Witte & Brasch, 1991). In einer solchen Situation trifft jede Ausbildung in einer Grundlagendisziplin auf gewisse Vorbehalte. Das gilt sicherlich auch für die Sozialpsychologie. Wie man der Tabelle 1 entnehmen kann, konzentrieren sich die Befürchtungen darauf, daß sich die Vorlesung "Sozialpsychologie" allzu stark auf die theoretischen und methodischen Grundlagen konzentrieren könnte. Ferner wird aus den gebundenen Antworten deutlich, daß die Sozialpsychologie zu wenig für die praktische Ausbildung und die Selbsterkenntnis aus der Sicht der Studierenden beitragen wird, verglichen mit dem, was man sich von seinem Studium allgemein erwartet. In diesem Zusammenhang sind die Lehrenden aufgefordert, die Verbindungen zwischen der Sozialpsychologie und praktischer Umsetzung im klinisch-beraterischen Bereich sowie zur Selbsterkenntnis herzustellen, wenn das möglich ist. Jedenfalls liegen in diesen Bereichen allgemeine Erwartungen, die natürlich auch nur bedingt erfüllt werden können, weil eben die Sozialpsychologie eine Grundlagendisziplin ist. Es ist nun aber keineswegs so, daß vor allem die Hauptfach-Studierenden im Studium allgemein durch die Inhalte des Studiums ein höheres Maß an Selbsterkenntnis erwarten, sondern das trifft eher für die NebenfächlerInnen zu. Das ist nach den Darstellungen von Hofmann und Stiksrud (1993) eher überraschend, weil vermutet worden ist, daß die Psychologie-StudentInnen vor allem wegen eigener, persönlicher Schwierigkeiten dieses Fach gewählt haben, aber bisher lagen auch noch keine direkten Vergleichsdaten vor. Jedenfalls ist die Selbsterkenntnis als wichtiges Element im Studium der Hauptfach-StudentInnen eher geringer als bei den NebenfächlerInnen. In bezug auf die Vorlesung Sozialpsychologie erweisen sich die Nebenfachstudierenden im Vergleich zu den Hauptfach-StudentInnen generell als diejenigen, die sich in allen Bereichen eher Erkenntnisse erhoffen. Bei ihnen ist außerdem der Prüfungsdruck geringer, so daß die ZuhörerInnen aus den Nebenfächern eine inhaltlich stark motivierte Gruppierung darstellen. Ferner gilt bei den Hauptfach-StudentInnen die deutliche Unterscheidung zwischen praktischer und wissenschaftlicher Ausbildung im Studium allgemein, so daß die Sozialpsychologie als Grundlagendisziplin

auch in diesem Zusammenhang eher bei den Hauptfach-Studierenden auf eine geringere Aufnahmebereitschaft stößt als bei den NebenfächlerInnen. Bei dieser sehr stark praktisch ausgerichteten Orientierung der Psychologie-Studierenden müssen Inhalte des Grundstudiums bis zum Vordiplom auf eine gewisse Ablehnung stoßen, wenn man Nebenfach-Studierende als Vergleichmaßstab heranzieht. Vor allem die wissenschaftliche Ausbildung im Studium wird bei den Psychologie-StudentInnen als weniger wichtig erachtet, was sich immer wieder aufzeigen läßt (Witte & Brasch, 1991; Hofmann & Stiksrud, 1993).

5. Vorstellungen und Erwartungen an das Studium

In den letzten Jahren hat man verstärkt die Lehre an den Universitäten betrachtet, weil sich die Universitäten nach Meinung vieler in der Vergangenheit allzu sehr der Forschung auf Kosten der Lehre gewidmet haben. Zentral für die Lehre in den psychologischen Prüfungsfächern ist dabei die Vorlesung. Als besonders problematisch hat sich in Hamburg das Grundstudium herausgestellt. Das gilt auch für die Sozialpsychologie, die hier exemplarisch behandelt werden soll. Als Hochschullehrer weiß man zwar, welche Inhalte man vermitteln möchte, aber über die Erwartungen, Befürchtungen und Vorstellungen der Zuhörer weiß man i.a. wenig.

5.1 Durchführung der Erhebung zur Vorlesung Sozialpsychologie

In der zweiten Woche der Vorlesung "Sozialpsychologie" im WS 1994/95 wurde ein Fragebogen an die Zuhörenden verteilt mit der Bitte, ihn in der nächsten Woche ausgefüllt mitzubringen. Die Hauptfachstudierenden erhielten hierfür eine Versuchspersonenstunde angerechnet. Der Fragebogen umfaßte 5 freie Fragen und neun gebundene sowie einen soziodemographischen Teil (Witte & Wilhelm, 1996).

Die **freien** Fragen beinhalteten folgende Themen : a) die gelesenen AutorInnen aus der Sozialpsychologie, b) Inhalte, mit denen sich die Vorlesung Sozialpsychologie beschäftigt wird,

c) befürchtete Schwerpunkte der Vorlesung, d) gewünschte Schwerpunkte der Vorlesung und e) denkbare Anwendungsgebiete der Sozialpsychologie.

Die **gebundenen** Fragen zielten einerseits darauf, was den Zuhörern im Studium **allgemein** wichtig ist, und zum anderen darauf, was sie sich von der **Vorlesung Sozialpsychologie** erhoffen. Inhaltlich unterschieden wurde das in eine wissenschaftliche Ausbildung allgemein (Studium) und wissenschaftliche Erkenntnisse in der Vorlesung sowie eine praktische Ausbildung im Studium und praktische Erkenntnisse in der Vorlesung. Ferner wurde nach der Bedeutung des Verständnisses sozialer Prozesse allgemein und in der Vorlesung, sowie nach der Bedeutung der Selbsterkenntnis im Studium allgemein und in der Vorlesung im besonderen gefragt.

Zusätzlich gab es noch eine Frage nach dem Prüfungsdruck für den Besuch der Vorlesung. Geantwortet wurde auf einer 5-stufigen Skala von "stimmt nicht" (1) bis "stimmt sehr" (5).

5.2 Ergebnisse

An der Erhebung nahmen 147 Studierende teil, davon waren N=62 HauptfachstudentInnen und N=80 NebenfächlerInnen durch entsprechende Angaben identifizierbar. Von der gesamten Stichprobe waren 53% weiblich und 47% männlich. Der Altersmedian der Stichprobe lag bei 24.5 Jahren und der Rang ging von 19 bis 57 Jahren.

Vor Beginn des Studiums waren 50% berufstätig .

Zu den gelesenen AutorInnen läßt sich nur feststellen, daß die Angaben außerordentlich heterogen waren und daß 36 verschiedene Autoren genannt wurden, z.B. Moscovici, Milgram, Stroebe et al., Witte etc.

Betrachtet man als nächstes die freien Antworten zu folgenden Aussagen: **a)** Womit sich die Vorlesung Sozialpsychologie beschäftigen wird, **b)** Worauf man fürchtet, daß sie sich zu sehr konzentriert, **c)** Was man sich wünscht und **d)** Für welche Anwendungsbereiche die Sozialpsychologie wichtig ist. Die freien Antworten wurden in 5 Kategorien eingeordnet, indem die Zuordnung diskutiert worden ist. Die Ergebnisse sind in Tabelle 1 dargestellt.

Betrachtet man die Prozentangaben, weil die Gesamtanzahl der Beantworter sehr unterschiedlich war, und interpretiert nur Differenzen, die größer als 10% sind, dann fällt vor allem auf, daß die Befürchtungen bei theoretischen und methodischen Grundlagen liegen, auf die der Hochschullehrer sich allzu stark konzentrieren könnte. Die Unterschiede zwischen Wunsch und Realität sind nur gering, so daß die Sozialpsychologie mit ihren Inhalten den gewünschten Themen in den freien Antworten entgegenzukommen scheint, wenn, wie gewünscht, theoretische und methodische Grundlagen nur einen geringen Raum einnehmen. Wesentlich für jede Grundlagendisziplin sind nun aber gerade die Theorien, so daß sich bei der Vermittlung der Sozialpsychologie gewisse Schwierigkeiten ergeben müssen, jedenfalls dann, wenn man über die Beschreibung sozialer Einflüsse und Interaktionsprozesse hinausgehen will.

Der nächste Fragenkomplex bezieht sich darauf, wie sich die Sozialpsychologie in das allgemeine Studium einpaßt. Hierzu werden die Mittelwerte zwischen den inhaltlich vergleichbaren Ausbildungsschwerpunkten im Studium allgemein und in der Sozialpsychologie-Vorlesung im besonderen verglichen. Für eine quantitative Betrachtung werden die standardisierten Differenzen

(Tabelle 1)

zwischen den Mittelwerten berechnet und nur mindestens mittlere Effekte ($d=0.50$) interpretiert, obwohl bei dieser Stichprobengröße eine standardisierte Differenz von $d=0.31$ bei einem zweiseitigen t-Test und einem 1%-Niveau signifikant wird (s. Tabelle 2). Nach diesen Ergebnisse erhofft man sich in der Vorlesung teilweise nicht das, was einem im Studium allgemein wichtig ist. Das gilt für die praktische Ausbildung und die Selbsterkenntnis. In beiden Bereichen kann man sicherlich in der Vorlesung auch Themen ansprechen, die dieses Bedürfnis abdecken. Interessanterweise ist den Zuhörern das Verständnis sozialer Prozesse im Studium allgemein besonders wichtig, worauf sie sich Antworten in der Vorlesung erwarten, die sich direkt auch aus dem Stoffgebiet ergeben. Für den Vergleich zwischen dem Studium allgemein und der Vorlesung Sozialpsychologie ist noch von Relevanz, daß die sich in Vorlesung und Studium entsprechenden Inhalte alle auf dem 1%-Niveau signifikant korrelieren. Diese Korrelationen variieren zwischen 0.27 und 0.52, d.h. diese beiden Betrachtungsebenen sind bis zu einem gewissen Grade vergleichbar: Wer einen bestimmten Inhalt in seinem Studium erwartet, der erhofft sich diesen Inhalt verstärkt auch in der Vorlesung Sozialpsychologie.

Die Variable Prüfungsdruck korreliert mit den Erwartungen an die Vorlesung durchgehend auf dem 1%-Niveau signifikant **negativ** zwischen 0.25 und 0.39, d.h. je höher

der empfundene Prüfungsdruck desto weniger erwartet man sich von der Vorlesung in allen Bereichen, zumindest in einer gewissen Tendenz.

Der Mittelwert des Prüfungsdruckes weist darauf hin, daß er beim Besuch der Vorlesung nicht als sehr groß empfunden wird, weil er noch immer unterhalb einer neutralen Reaktion von 3.0 liegt.

(Tabelle 2)

Die Zuhörerschaft in der Vorlesung Sozialpsychologie ist recht heterogen. Am einfachsten teilt man diese in Haupt- und NebenfächlerInnen ein und prüft, ob es bedeutsame Unterschiede gibt (s.Tabelle 3). Im Studium allgemein sind die Nebenfach-StudentInnen noch stärker an wissenschaftlicher Ausbildung und an Selbsterkenntnis interessiert als die HauptfachstudentInnen.

Bezüglich der Vorlesung ist der Prüfungsdruck bei den HauptfachstudentInnen größer, wohingegen sich die Nebenfach-StudentInnen eher wissenschaftliche Erkenntnisse, Selbsterkenntnisse und Erkenntnisse über soziale Prozesse erhoffen.

(Tabelle 3)

Betrachtet man jetzt die Wichtigkeitseinschätzung von wissenschaftlicher und praktischer Ausbildung im Studium allgemein, getrennt für Haupt- und Nebenfächler, dann machen die Psychologie-Studenten einen eindeutigen Unterschied (s.Tabelle 4). Die wissenschaftliche Orientierung ist bei den Psychologie-StudentInnen bedeutsam geringer, was für die Nebenfach-StudentInnen nicht gilt.

(Tabelle 4)

5.3 Diskussion

Aus anderen Untersuchungen wissen wir, daß die Psychologie im wesentlichen als eine angewandte Disziplin gesehen wird, die zu einer Berufstätigkeit im klinisch-beraterischen Bereich führen soll (Hofmann & Stiksrud,1993; Witte & Brasch, 1991). In einer solchen Situation trifft jede Ausbildung in einer Grundlagendisziplin auf gewisse Vorbehalte. Das gilt sicherlich auch für die Sozialpsychologie. Wie man der Tabelle 1 entnehmen kann, konzentrieren sich die Befürchtungen darauf, daß sich die Vorlesung "Sozialpsychologie" allzu stark auf die theoretischen und methodischen Grundlagen konzentrieren könnte. Ferner wird aus den gebundenen Antworten deutlich, daß die Sozialpsychologie zu wenig für die praktische Ausbildung und die Selbsterkenntnis aus der Sicht der Studierenden beitragen wird, verglichen mit dem, was man sich von seinem Studium allgemein erwartet. In diesem Zusammenhang sind die Lehrenden aufgefordert, die Verbindungen zwischen der Sozialpsychologie und praktischer Umsetzung im klinisch-beraterischen Bereich sowie zur Selbsterkenntnis herzustellen, wenn das möglich ist. Jedenfalls liegen in diesen Breichen allgemeine Erwartungen, die natürlich auch nur bedingt erfüllt werden können, weil eben die Sozialpsychologie eine Grundlagendisziplin ist. Es ist nun aber keineswegs so, daß vor allem die Hauptfach-Studierenden im Studium allgemein durch die Inhalte des Studiums ein höheres Maß an Selbsterkenntnis erwarten, sondern das trifft eher für die

NebenfächlerInnen zu. Das ist nach den Darstellungen von Hofmann und Stiksrud (1993) eher überraschend, weil vermutet worden ist, daß die Psychologie-StudentInnen vor allem wegen eigener, persönlicher Schwierigkeiten dieses Fach gewählt haben, aber bisher lagen auch noch keine direkten Vergleichsdaten vor. Jedenfalls ist die Selbsterkenntnis als wichtiges Element im Studium der Hauptfach-StudentInnen eher geringer als bei den NebenfächlerInnen. In bezug auf die Vorlesung Sozialpsychologie erweisen sich die Nebenfachstudierenden im Vergleich zu den Hauptfach-StudentInnen generell als diejenigen, die sich in allen Bereichen eher Erkenntnisse erhoffen. Bei ihnen ist außerdem der Prüfungsdruck geringer, so daß die ZuhörerInnen aus den Nebenfächern eine inhaltlich stark motivierte Gruppierung darstellen. Ferner gilt bei den Hauptfach-StudentInnen die deutliche Unterscheidung zwischen praktischer und wissenschaftlicher Ausbildung im Studium allgemein, so daß die Sozialpsychologie als Grundlagendisziplin auch in diesem Zusammenhang eher bei den Hauptfach-Studierenden auf eine geringere Aufnahmebereitschaft stößt als bei den NebenfächlerInnen. Bei dieser sehr stark praktisch ausgerichteten Orientierung der Psychologie-Studierenden müssen Inhalte des Grundstudiums bis zum Vordiplom auf eine gewisse Ablehnung stoßen, wenn man Nebenfach-Studierende als Vergleichmaßstab heranzieht. Vor allem die wissenschaftliche Ausbildung im Studium wird bei den Psychologie-StudentInnen als weniger wichtig erachtet, was sich immer wieder aufzeigen läßt (Witte & Brasch, 1991; Hofmann & Stiksrud, 1993).

5. Vorstellungen und Erwartungen an das Studium

In den letzten Jahren hat man verstärkt die Lehre an den Universitäten betrachtet, weil sich die Universitäten nach Meinung vieler in der Vergangenheit allzu sehr der Forschung auf Kosten der Lehre gewidmet haben. Zentral für die Lehre in den psychologischen Prüfungsfächern ist dabei die Vorlesung. Als besonders problematisch hat sich in Hamburg das Grundstudium herausgestellt. Das gilt auch für die Sozialpsychologie, die hier exemplarisch behandelt werden soll. Als Hochschullehrer weiß man zwar, welche Inhalte man vermitteln möchte, aber über die Erwartungen, Befürchtungen und Vorstellungen der Zuhörer weiß man i.a. wenig.

5.1 Durchführung der Erhebung zur Vorlesung Sozialpsychologie

In der zweiten Woche der Vorlesung "Sozialpsychologie" im WS 1994/95 wurde ein Fragebogen an die Zuhörenden verteilt mit der Bitte, ihn in der nächsten Woche ausgefüllt mitzubringen. Die Hauptfachstudierenden erhielten hierfür eine Versuchspersonenstunde angerechnet. Der Fragebogen umfaßte 5 freie Fragen und neun gebundene sowie einen soziodemographischen Teil (Witte & Wilhelm, 1996).

Die **freien** Fragen beinhalteten folgende Themen : a) die gelesenen AutorInnen aus der Sozialpsychologie, b) Inhalte, mit denen sich die Vorlesung Sozialpsychologie beschäftigt wird,

c) befürchtete Schwerpunkte der Vorlesung, d) gewünschte Schwerpunkte der Vorlesung und e) denkbare Anwendungsgebiete der Sozialpsychologie.

Die **gebundenen** Fragen zielten einerseits darauf, was den Zuhörern im Studium **allgemein** wichtig ist, und zum anderen darauf, was sie sich von der **Vorlesung Sozialpsychologie**

erhoffen. Inhaltlich unterschieden wurde das in eine wissenschaftliche Ausbildung allgemein (Studium) und wissenschaftliche Erkenntnisse in der Vorlesung sowie eine praktische Ausbildung im Studium und praktische Erkenntnisse in der Vorlesung. Ferner wurde nach der Bedeutung des Verständnisses sozialer Prozesse allgemein und in der Vorlesung, sowie nach der Bedeutung der Selbsterkenntnis im Studium allgemein und in der Vorlesung im besonderen gefragt.

Zusätzlich gab es noch eine Frage nach dem Prüfungsdruck für den Besuch der Vorlesung. Geantwortet wurde auf einer 5-stufigen Skala von "stimmt nicht" (1) bis "stimmt sehr" (5).

5.2 Ergebnisse

An der Erhebung nahmen 147 Studierende teil, davon waren N=62 HauptfachstudentInnen und N=80 NebenfächlerInnen durch entsprechende Angaben identifizierbar. Von der gesamten Stichprobe waren 53% weiblich und 47% männlich. Der Altersmedian der Stichprobe lag bei 24.5 Jahren und der Rang ging von 19 bis 57 Jahren. Vor Beginn des Studiums waren 50% berufstätig .

Zu den gelesenen AutorInnen läßt sich nur feststellen, daß die Angaben außerordentlich heterogen waren und daß 36 verschiedene Autoren genannt wurden, z.B. Moscovici, Milgram, Stroebe et al., Witte etc.

Betrachtet man als nächstes die freien Antworten zu folgenden Aussagen: **a)** Womit sich die Vorlesung Sozialpsychologie beschäftigen wird, **b)** Worauf man fürchtet, daß sie sich zu sehr konzentriert, **c)** Was man sich wünscht und **d)** Für welche Anwendungsbereiche die Sozialpsychologie wichtig ist. Die freien Antworten wurden in 5 Kategorien eingeordnet, indem die Zuordnung diskutiert worden ist. Die Ergebnisse sind in Tabelle 1 dargestellt.

Betrachtet man die Prozentangaben, weil die Gesamtanzahl der Beantworter sehr unterschiedlich war, und interpretiert nur Differenzen, die größer als 10% sind, dann fällt vor allem auf, daß die Befürchtungen bei theoretischen und methodischen Grundlagen liegen, auf die der Hochschullehrer sich allzu stark konzentrieren könnte. Die Unterschiede zwischen Wunsch und Realität sind nur gering, so daß die Sozialpsychologie mit ihren Inhalten den gewünschten Themen in den freien Antworten entgegenzukommen scheint, wenn, wie gewünscht, theoretische und methodische Grundlagen nur einen geringen Raum einnehmen. Wesentlich für jede Grundlagendisziplin sind nun aber gerade die Theorien, so daß sich bei der Vermittlung der Sozialpsychologie gewisse Schwierigkeiten ergeben müssen, jedenfalls dann, wenn man über die Beschreibung sozialer Einflüsse und Interaktionsprozesse hinausgehen will.

Der nächste Fragenkomplex bezieht sich darauf, wie sich die Sozialpsychologie in das allgemeine Studium einpaßt. Hierzu werden die Mittelwerte zwischen den inhaltlich vergleichbaren Ausbildungsschwerpunkten im Studium allgemein und in der Sozialpsychologie-Vorlesung im besonderen verglichen. Für eine quantitative Betrachtung werden die standardisierten Differenzen

(Tabelle 1)

zwischen den Mittelwerten berechnet und nur mindestens mittlere Effekte ($d=0.50$) interpretiert, obwohl bei dieser Stichprobengröße eine standardisierte Differenz von $d=0.31$ bei einem zweiseitigen t-Test und einem 1%-Niveau signifikant wird (s. Tabelle 2).

Nach diesen Ergebnisse erhofft man sich in der Vorlesung teilweise nicht das, was einem im Studium allgemein wichtig ist. Das gilt für die praktische Ausbildung und die Selbsterkenntnis. In beiden Bereichen kann man sicherlich in der Vorlesung auch Themen ansprechen, die dieses Bedürfnis abdecken. Interessanterweise ist den Zuhörern das Verständnis sozialer Prozesse im Studium allgemein besonders wichtig, worauf sie sich Antworten in der Vorlesung erwarten, die sich direkt auch aus dem Stoffgebiet ergeben. Für den Vergleich zwischen dem Studium allgemein und der Vorlesung Sozialpsychologie ist noch von Relevanz, daß die sich in Vorlesung und Studium entsprechenden Inhalte alle auf dem 1%-Niveau signifikant korrelieren. Diese Korrelationen variieren zwischen 0.27 und 0.52, d.h. diese beiden Betrachtungsebenen sind bis zu einem gewissen Grade vergleichbar: Wer einen bestimmten Inhalt in seinem Studium erwartet, der erhofft sich diesen Inhalt verstärkt auch in der Vorlesung Sozialpsychologie.

Die Variable Prüfungsdruck korreliert mit den Erwartungen an die Vorlesung durchgehend auf dem 1%-Niveau signifikant **negativ** zwischen 0.25 und 0.39, d.h. je höher der empfundene Prüfungsdruck desto weniger erwartet man sich von der Vorlesung in allen Bereichen, zumindest in einer gewissen Tendenz.

Der Mittelwert des Prüfungsdruckes weist darauf hin, daß er beim Besuch der Vorlesung nicht als sehr groß empfunden wird, weil er noch immer unterhalb einer neutralen Reaktion von 3.0 liegt.

(Tabelle 2)

Die Zuhörerschaft in der Vorlesung Sozialpsychologie ist recht heterogen. Am einfachsten teilt man diese in Haupt- und NebenfächlerInnen ein und prüft, ob es bedeutsame Unterschiede gibt (s.Tabelle 3). Im Studium allgemein sind die Nebenfach-StudentInnen noch stärker an wissenschaftlicher Ausbildung und an Selbsterkenntnis interessiert als die HauptfachstudentInnen.

Bezüglich der Vorlesung ist der Prüfungsdruck bei den HauptfachstudentInnen größer, wohingegen sich die Nebenfach-StudentInnen eher wissenschaftliche Erkenntnisse, Selbsterkenntnisse und Erkenntnisse über soziale Prozesse erhoffen.

(Tabelle 3)

Betrachtet man jetzt die Wichtigkeitseinschätzung von wissenschaftlicher und praktischer Ausbildung im Studium allgemein, getrennt für Haupt- und Nebenfächler, dann machen die Psychologie-Studenten einen eindeutigen Unterschied (s.Tabelle 4). Die wissenschaftliche Orientierung ist bei den Psychologie-StudentInnen bedeutsam geringer, was für die Nebenfach-StudentInnen nicht gilt.

(Tabelle 4)

5.3 Diskussion

Aus anderen Untersuchungen wissen wir, daß die Psychologie im wesentlichen als eine angewandte Disziplin gesehen wird, die zu einer Berufstätigkeit im klinisch-beraterischen Bereich führen soll (Hofmann & Stiksrud,1993; Witte & Brasch, 1991). In einer solchen Situation trifft jede Ausbildung in einer Grundlagendisziplin auf gewisse Vorbehalte. Das

gilt sicherlich auch für die Sozialpsychologie. Wie man der Tabelle 1 entnehmen kann, konzentrieren sich die Befürchtungen darauf, daß sich die Vorlesung "Sozialpsychologie" allzu stark auf die theoretischen und methodischen Grundlagen konzentrieren könnte. Ferner wird aus den gebundenen Antworten deutlich, daß die Sozialpsychologie zu wenig für die praktische Ausbildung und die Selbsterkenntnis aus der Sicht der Studierenden beitragen wird, verglichen mit dem, was man sich von seinem Studium allgemein erwartet. In diesem Zusammenhang sind die Lehrenden aufgefordert, die Verbindungen zwischen der Sozialpsychologie und praktischer Umsetzung im klinisch-beraterischen Bereich sowie zur Selbsterkenntnis herzustellen, wenn das möglich ist. Jedenfalls liegen in diesen Bereichen allgemeine Erwartungen, die natürlich auch nur bedingt erfüllt werden können, weil eben die Sozialpsychologie eine Grundlagendisziplin ist. Es ist nun aber keineswegs so, daß vor allem die Hauptfach-Studierenden im Studium allgemein durch die Inhalte des Studiums ein höheres Maß an Selbsterkenntnis erwarten, sondern das trifft eher für die NebenfächlerInnen zu. Das ist nach den Darstellungen von Hofmann und Stiksrud (1993) eher überraschend, weil vermutet worden ist, daß die Psychologie-StudentInnen vor allem wegen eigener, persönlicher Schwierigkeiten dieses Fach gewählt haben, aber bisher lagen auch noch keine direkten Vergleichsdaten vor. Jedenfalls ist die Selbsterkenntnis als wichtiges Element im Studium der Hauptfach-StudentInnen eher geringer als bei den NebenfächlerInnen. In bezug auf die Vorlesung Sozialpsychologie erweisen sich die Nebenfachstudierenden im Vergleich zu den Hauptfach-StudentInnen generell als diejenigen, die sich in allen Bereichen eher Erkenntnisse erhoffen. Bei ihnen ist außerdem der Prüfungsdruck geringer, so daß die ZuhörerInnen aus den Nebenfächern eine inhaltlich stark motivierte Gruppierung darstellen. Ferner gilt bei den Hauptfach-StudentInnen die deutliche Unterscheidung zwischen praktischer und wissenschaftlicher Ausbildung im Studium allgemein, so daß die Sozialpsychologie als Grundlagendisziplin auch in diesem Zusammenhang eher bei den Hauptfach-Studierenden auf eine geringere Aufnahmebereitschaft stößt als bei den NebenfächlerInnen. Bei dieser sehr stark praktisch ausgerichteten Orientierung der Psychologie-Studierenden müssen Inhalte des Grundstudiums bis zum Vordiplom auf eine gewisse Ablehnung stoßen, wenn man Nebenfach-Studierende als Vergleichmaßstab heranzieht. Vor allem die wissenschaftliche Ausbildung im Studium wird bei den Psychologie-StudentInnen als weniger wichtig erachtet, was sich immer wieder aufzeigen läßt (Witte & Brasch, 1991; Hofmann & Stiksrud, 1993).

Die Konsequenz dieses Auswahlprozesses bei der Zulassung und der Erwartung an das Studium zeigt sich schließlich bei den DoktorandInnen. Insgesamt wird aus der Verteilung deutlich, daß als Konsequenz der jüngere wissenschaftliche Nachwuchs der Psychologie nur 10 % aller Promotionen ausmacht. Hinzu kommt die Reduktion weiblicher Doktoranden verglichen mit der Basisrate an Diplomierten. Alle Maßnahmen für die Nachwuchsförderung kommen eigentlich viel zu spät, wenn sie als Postgraduierten-Studium ansetzen. Sie sollten bereits bei den Erstsemestern beginnen. Hier muß das Durchschnittsalter gesenkt werden, und es müssen verstärkt Studierende mit wissenschaftlichem Interesse angezogen werden. Eine Maßnahme hierzu ist sicherlich die Trennung des Studiums der Psychologie in eine vorwiegend praktische Ausbildung an einer Fachhochschule bzw. ein Baccalaureate an der Universität und eine vorwiegend wissenschaftliche Ausbildung. Auf diese Weise läßt sich wahrscheinlich der immer noch

zunehmende Trend, Psychologie als Studienfach zu wählen, verbunden mit einem immer restriktiveren Numerus clausus auffangen und an die Bedürfnisse der Studierenden anpassen. Hier müssen die Fachhochschulen natürlich die notwendigen Voraussetzungen schaffen.

So wichtig und wertvoll die postgraduierten Ausbildungsgänge auch sind, so wenig lösen sie die durch soziodemographische Merkmale bedingten Probleme der Förderung unseres wissenschaftlichen Nachwuchses auf Dauer. Die Zukunft dieser Disziplin hängt letztlich von unserem Engagement um den wissenschaftlichen Nachwuchs ab.

Nachwuchsförderung kommen eigentlich viel zu spät, wenn sie als Postgraduierten-Studium ansetzen. Sie sollten bereits bei den Erstsemestern beginnen. Hier muß das Durchschnittsalter gesenkt werden, und es müssen verstärkt Studierende mit wissenschaftlichem Interesse angezogen werden. Eine Maßnahme hierzu ist sicherlich die Trennung des Studiums der Psychologie in eine vorwiegend praktische Ausbildung an einer Fachhochschule und eine vorwiegend wissenschaftliche Ausbildung an der Universität. Auf diese Weise läßt sich wahrscheinlich der immer noch zunehmende Trend, Psychologie als Studienfach zu wählen, verbunden mit einem immer restriktiveren Numerus clausus auffangen.

So wichtig und wertvoll die postgraduierten Ausbildungsgänge auch sind, so wenig lösen sie die durch soziodemographische Merkmale bedingten Probleme der Förderung unseres wissenschaftlichen Nachwuchses auf Dauer. Die Zukunft dieser Disziplin hängt aber letztlich von unserem Engagement um den wissenschaftlichen Nachwuchs ab. Deshalb ist trotz dieser nur langfristig zu korrigierenden Einflüsse, wenn man sie überhaupt korrigieren möchte, auch an kurzfristige Maßnahmen zu denken, die zum gegenwärtigen Zeitpunkt greifen. Dabei ist die Diagnose der Defizite recht preiswert:

- " 1. Die Promotionsdauer ist zu lang.
2. Die Promovenden arbeiten isoliert, oft ohne Einbindung in einen breiteren Forschungskontext.
3. Die Promovenden sind überspezialisiert, sie sind nicht hinreichend bereit, geschweige denn fachübergreifend, qualifiziert" (Mummendey, 1995, S. 129).

Einem solchen Mißstand kann man auf vielfältige Weise begegnen. Fiedler (1995) schlägt in seinen Rundschreiben verschiedene Maßnahmen vor:

1. Spezielle Tagungen der Fachgruppen für Doktoranden.
2. Einbettung der Doktoranden in die Drittmittelförderung.
3. Entwicklung und Förderung von Landesgraduierten Programmen, in Ergänzung zu den Graduiertenkollegs.

Leider beginnt das Problem in Hamburg - aber auch an vielen anderen Instituten - bereits bei der minimalen Organisation eines Promotionsstudiums und der Erfassung von Doktorandinnen. Gleichzeitig muß einem aber auch deutlich sein, daß eine intensive wissenschaftliche Qualifikation mit dem Wunsch, eine wissenschaftliche Karriere einzuschlagen, nur von einer geringen Anzahl angestrebt wird. Das ergibt sich bereits aus der Altersverteilung.

Die entstandene Situation hat zur Folge, daß die Promotion für eine Mehrheit andere Funktionen erfüllt als die Heranbildung für einen wissenschaftlichen Werdegang. Folglich ist auf Seiten der DoktorandInnen nicht damit zu rechnen, daß sie sich an einem solchen zu konzipierenden Angebot eines postgraduierten Studiums übermäßig stark beteiligen werden, weil die obige Diagnose des Mißstandes immer auch aus dem Blickwinkel der wissenschaftlichen Karriere erfolgte. Trotzdem bleibt als dringende Aufgabe für die Zukunft unserer Wissenschaft, den Nachwuchs, der ein wissenschaftliches Interesse verfolgt, besser als bisher zu versorgen.

6. Postgraduale Ausbildung in Psychologie

Jetzt soll als nächster naheliegende Schritt zur Analyse der Studienmotivation eine Analyse der DoktorandInnen vorgenommen werden. Hierzu wird die Gesamtheit aller Promotions-Abschlüsse am Fachbereich Psychologie in Hamburg aus den letzten fünf Jahren, zwischen 1990 und 1994 einschließlich, herangezogen. Diese Totalerhebung ermöglicht es, sich einen Überblick über die sozialen Charakteristika unserer DoktorandInnen zu verschaffen.

6.1 Soziodemographische Merkmale

In den fünf Jahren zwischen 1990 bis 1994 sind genau 70 Doktorarbeiten positiv abgeschlossen worden. Das entspricht einer durchschnittlichen Rate von 14 Arbeiten pro Jahr. Bezieht man die Anzahl der Promotionen auf die durchschnittliche Zahl der Diplomprüfungen aus den Jahren 1987 bis 1993, für die Daten vorliegen, so kann man mit 9 % Promotionen bezogen auf die Diplomprüfungen in Hamburg rechnen. Dieses Verhältnis entspricht in etwa dem Durchschnitt (8 %) für das gesamte Bundesgebiet bezogen auf die Jahre 1987 bis 1991, für die der Wissenschaftsrat entsprechende Daten veröffentlicht hat (Wissenschaftsrat, 1993). Ein solcher Anteil ist vergleichsweise niedrig, wenn man die Politik- und Sozialwissenschaften als Vergleich heranzieht. Dort ist mit ca. 20 % Promotionen zu rechnen (Wissenschaftsrat, 1993, S. 40).

Betrachtet man jetzt das durchschnittliche Abschlußalter der DoktorandInnen, so ergibt sich für Hamburg ein Mittelwert von $A = 37$ Jahren. Hierbei unterscheiden sich die männlichen und weiblichen Absolventen nicht. Das Lebensalter der DoktorandInnen aus den Jahren 1988 bis 1991 betrug für die Psychologie in Deutschland insgesamt ca. $AD = 35$ Jahre. Folglich sind, wie nicht anders zu erwarten, die Absolventen in Hamburg älter als im bundesrepublikanischen Durchschnitt, was sich auch schon bei den Diplomen gezeigt hat. Schaut man sich die Verteilung der DoktorandInnen genauer an, so ergibt sich folgende Aufteilung:

Bis 31 Jahre	7
31 - 40 Jahre	46
über 40 Jahre	17

Danach gibt es 10 % der DoktorandInnen, die man als jungen wissenschaftlichen Nachwuchs ansehen kann, der dann mit neuen Ideen, Kreativität und Enthusiasmus in die Wissenschaft hineinkommt. Setzt man als Grenze für die Einweisung in eine C1-Stelle ein Alter von 36 Jahren an, so bleiben 34 der DoktorandInnen unter diesem Grenzwert. Das sind beinahe 50 %. Für die übrigen 50 % jedoch ist aus Altersgründen der klassische Weg der Universitätskarriere verbaut. Hier hat der Dokortitel eine andere Funktion als die akademische Laufbahn. Im Bundesdurchschnitt sind es 66 %, die jünger als 36 Jahre sind, so daß in Hamburg sich die beobachtete Erhöhung des Altersdurchschnitts auch, wie zu erwarten, bei dieser Aufteilung bemerkbar macht.

Die Ausbildung unseres wissenschaftlichen Nachwuchses scheint mir schon durch das Lebensalter der DiplomandInnen als Kennzeichen dringend korrigierbar. Die Gesamtproblematik beginnt aber bereits vor Einschreibung in die Psychologie, indem vor allem ältere Studierende durch das Fach angezogen werden. Das setzt sich dann über das Lebensalter der Erstsemester, über das der DiplomandInnen bis hin zum Alter der DoktorandInnen fort. Hierin zeigt sich eine für die Wissenschaft Psychologie bedrohliche Entwicklung. Die Pflege des wissenschaftlichen Nachwuchses ist eine dringende Aufgabe für die nächste Zeit.

Betrachtet man das Geschlechterverhältnis der DoktorandInnen in Hamburg, so sind 59 % der Absolventen männlich und nur 41 % weiblich. Dieses Verhältnis muß man vergleichen mit dem generellen Geschlechterverhältnis der Studierenden am Fachbereich Psychologie. In diesem Fach sind vor dem Diplom 69 % weiblich und nur 31 % männlich. Bei der Promotion jedoch ist die Majorität männlich, so daß es eine deutliche Verschiebung zuungunsten der Frauen gibt. Bezogen auf die gesamte Bundesrepublik mit dem Stichjahr 1991 schneidet Hamburg eher positiv ab, weil im gesamten Bundesgebiet zusammen nur knapp 32 % aller DoktorandInnen in Psychologie weiblich waren. Jedoch ist Hamburg auch immer ein Fachbereich, der besonders viele weibliche Studierende in der Bundesrepublik hat, so daß sich die Erhöhung des Prozentsatzes auch aus den Hamburger Verhältnissen bei den Diplomabschlüssen erklären läßt. Auch in diesem Zusammenhang sind über Steuerungsmaßnahmen nachzudenken, wie z.B. weibliche Doktoranden gefördert werden können.

Wenn man zum Abschluß noch die Verteilung der Zensuren betrachtet, so ergibt sich:

<u>Note</u>	<u>Anzahl</u>
ausgezeichnet	5
sehr gut	39
gut	15
rite	11

Der Modalwert liegt offensichtlich bei "sehr gut".

Das Durchschnittsalter der 5 Dissertationen mit der Note ausgezeichnet beträgt 33 Jahre. Es handelt sich um 4 Frauen und einen Mann, was sich auch wegen der geringen Fallzahl nicht signifikant von einer Gleichverteilung unterscheiden läßt.

7. Überlegungen zur Bedeutung der soziodemographischen Strukturdaten für Lehre, Forschung und gesellschaftliche Stellung der Psychologie

Das hohe Durchschnittsalter der Studierenden bei der Erstzulassung und die Bevorzugung derjenigen Bewerberinnen für den Studienort Hamburg, die ihre Familie in Hamburg haben oder hier berufstätig sind, führt zu der Konsequenz, daß viele Studierende eigentlich nur Teilzeitstudierende sein können. Das gilt für die gesamte Bundesrepublik, wenn man die Psychologie mit anderen Fächern vergleicht (Baumann, 1995). In Hamburg mag sich dieses Verhältnis wegen des höheren Durchschnittsalters noch einmal verschärfen. Faktisch ist das Studium der Psychologie zu einem Teilzeitstudium geworden, was erhebliche Konsequenzen hat. Die Präsenzzeit kann nur gering sein, die Arbeitsbelastung muß sich diesen Bedingungen anpassen, das Studierverhalten muß sich auf die als wesentlich erachteten Inhalte konzentrieren etc. Trotzdem ist erstaunlich, daß die durchschnittliche Dauer des Studiums in Deutschland mit ca. 13 Semestern sich kaum von anderen Studiengängen unterscheidet, in denen eine erheblich geringere Belastung durch die Berufstätigkeit zu beobachten ist, z.B. in der Chemie. Für Hamburg gelten 14 Semester im Durchschnitt, wenn man die Zahlen aus dem SS 1989 bis SS 1990 einschließlich heranzieht, weil neuere Daten nicht publiziert sind. Bei den Chemikern beträgt die durchschnittliche Studiendauer auch in Hamburg 12 Semester. Betrachtet man jetzt auch noch die Benotung der Abschlußprüfungen in den Jahren 1991 bis 1993, dann erreichen in der Psychologie in Hamburg ca. 75 % ein "sehr gut" und ca. 21 % ein "gut". Bei den Chemikern sind die Vergleichszahlen 53 % ein "sehr gut" und 44 % ein "gut". Wenn man die Vergabe der Zensuren betrachtet, so ist die Qualität der Abschlüsse in der Psychologie besser, die Studiendauer leicht erhöht, obwohl ein erheblich größerer Prozentsatz der Studierenden nur Teilzeitstudenten sind. Hier ist die Frage zu stellen, wie es möglich ist, in einem Fach als Teilzeitstudent in vergleichbarer Zeit bessere Ergebnisse erzielen zu können als Vollzeitstudenten in einem anderen Fach. Denkbar ist, daß sich das Lehrangebot und das Prüfungswesen auf diese spezifische Situation eingestellt haben. Ob damit der Intention der Prüfungsordnung in Psychologie noch entsprochen werden kann, sollte diskutiert werden. In diesem Zusammenhang ist Hamburg besonders gefordert, weil die Verhältnisse hier extrem zu sein scheinen.

Betrachtet man als nächstes die Geschlechterverteilung, so entspricht Hamburg auch eher der oberen Grenze, was den Prozentsatz an weiblichen Erstsemestern mit 77 % im WS 94/95 angeht. Dieses soziodemographische Datum, aber auch die bereits über alle Studierenden erreichten Prozentsätze, macht die Psychologie mit den Erziehungs- und Sprachwissenschaften in Hamburg vergleichbar, in denen entsprechende Geschlechterverteilungen zu beobachten sind. Besonders unähnlich ist die Psychologie den Wirtschaftswissenschaften, der Mathematik, der Physik und der Informatik. In den

letzteren Fachbereichen sind die Verhältnisse mindestens invertiert, oder noch extremer. Man erkennt daran, wie das Geschlecht und die Studieninhalte in einem recht ausgeprägten Sinne verbunden sind. Gewisse Inhalte ziehen vor allem weibliche Studierende an. Eine Konsequenz daraus ist natürlich auch, daß durch diese soziodemographische Variable die Inhalte in der Lehre mit geprägt werden, denn Lehre besteht immer in einer Wechselwirkung von Angebot und Nachfrage, selbst wenn die Prüfungsordnung gewisse Grenzen setzt. Auch über diese Einflüsse muß im Rahmen der Ausbildung in Psychologie nachgedacht werden.

Wenn man sich die Auswirkung der Strukturvariablen Alter und Geschlecht auf die Forschung und den wissenschaftlichen Nachwuchs verdeutlicht, dann wird es wegen des Alters der Studierenden und ihrer Interessen eher schwieriger werden, Nachwuchswissenschaftlerinnen zu rekrutieren. Daraus wiederum ergibt sich, daß das Bild der Psychologie in unserer Gesellschaft immer weniger mit dem übereinstimmt, was als Selbstverständnis des Faches in der Forschergemeinschaft propagiert wird (Baumann, 1995). Zwischen diesem Selbstverständnis, der Ausbildungsrealität und dem öffentlichen Bild liegen große Unterschiede, die durch das Zulassungsverfahren und die Selbstselektion der Studierenden noch verstärkt werden.

Aus dieser Tatsache lassen sich mehrere denkbare Konsequenzen ziehen :

a) Man kann neben dem Universitätsstudium in Psychologie ein Fachhochschulstudium in "Praktischer Psychologie" aufbauen, bei dem die wissenschaftlichen Inhalte noch weiter reduziert werden, dafür aber viele praktische Anteile hinzukommen, die im Augenblick teuer durch Weiterbildungsangebote erworben werden müssen. b) Das Studium selber wird gänzlich umorganisiert, indem zuerst die Inhalte des Hauptstudiums gelehrt werden, die stärker den Erwartungen der Studierenden entsprechen, und dann auf diesen Erfahrungen aufbauend die wissenschaftlichen Hintergründe behandelt werden in der Hoffnung, daß es leichter ist wissenschaftliche Erkenntnisse zu vermitteln, wenn praktische Erkenntnisse vorliegen. c) Ein universitäres Kurzstudium wird eingeführt, das mit einem Baccalaureate endet und nur Teile des Vollstudiums erfaßt, wobei dann verstärkt auf z.B. therapeutische Zusatzausbildungen zurückgegriffen wird.

Ein wesentlicher Grund dieser denkbaren Konsequenzen basiert auf der Tatsache, daß die Zusammensetzung der Studierenden der Psychologie insgesamt sich erheblich von fast allen anderen Fächern unterscheidet (Baumann, 1995), was eng mit den Erwartungen an das Studium zusammen hängt.

Literatur

Baumann, U. (1995) Bericht zur Lage der deutschsprachigen Psychologie 1994 - Fakten und Perspektiven. Psychologische Rundschau, 46, 3-17.

Universität Hamburg (1994) Statistischer Bericht 1993.
Universität Hamburg: Selbstverlag.

Wissenschaftsrat (1993) Grunddaten zum Alter der deutschen Hochschulabsolventen und des wissenschaftlichen Nachwuchses 1988 bis 1991.
Köln: Wissenschaftsrat.

Witte, E.H. & Brasch, D. (1991) Wege und Umwege zum Studium der Psychologie II.
Psychologische Rundschau, 42, 206-210.

Witte, E.H. & Wilhelm, M. (1995) Vorstellungen über und Erwartungen an eine Vorlesung zur Sozialpsychologie.
HaFoS, Nr.12.

ZVS-Info (1994/95) Dortmund: Zentralstelle für die Vergabe von Studienplätzen.

HAMBURGER FORSCHUNGSBERICHTE

-HAFoS-



- HaFoS Nr. 1
1992 Witte, E.H.: The extended group situation theory (EGST), social decision schemes, models of the structure of communication in small groups, and specific effects of minority influences and selfcategorization: An integration.
- HaFoS Nr. 2
1992 Witte, E.H. & Schwerm, M.: Technikfolgenabschätzung und Gentechnologie - Die exemplarische Prüfung eines Expertenberichts auf psychologische Konsistenz und Nachvollziehbarkeit.
- HaFoS Nr. 3
1992/1992 Witte, E.H.: Dynamic models of social influence in small group research.
- HaFoS Nr. 4
1993 Witte, E.H. & Sonn, E.: Trennungs- und Scheidungsberatung aus der Sicht der Betroffenen: Eine empirische Erhebung.
- HaFoS Nr. 5
von 1993
auf Witte, E.H., Dudek, I. & Hesse, T.: Personale und soziale Identität ost- und westdeutschen Arbeitnehmern und ihre Auswirkung die Intergruppenbeziehungen.
- HaFoS Nr. 6
westdeutschen” Hackel, S., Zülske, G., Witte, E.H. & Raum, H.: Ein Vergleich 1993 1993 berufsrelevanter Eigenschaften von “ost- und Arbeitnehmern am Beispiel der Mechaniker.
- HaFoS Nr. 7
1994 Witte, E.H., The Social Representation as a consensual system an correlation analysis.
- HaFoS Nr. 8
1994 Doll, J., Mentz, M. & Witte, E.H., Einstellungen zur Liebe und Partnerschaft: vier Bundungsstile.
- HaFoS Nr. 9
1994 Witte, E.H.: A statistical inference strategy (FOSTIS): A non-1994 confounded hybrid theory.
- HaFoS Nr. 10
1995 Witte, E.H. & Doll, J.: Soziale Kognition und empirische Ethikforschung: Zur Rechtfertigung von Handlungen.

HaFoS Nr. 11
1995

Witte, E.H.: Zum Stand der Kleingruppenforschung.

HaFoS Nr. 12
eine 1995

Witte, E.H. & Wilhelm, M.: Vorstellungen über Erwartungen an
Vorlesung zur Sozialpsychologie.

Die Hamburger Forschungsberichte werden herausgegeben von
Prof. Dr. Erich. H. Witte
Psychologisches Institut I der Universität Hamburg